

haupt in Berührung kommen. Welche besondere Stellung nun inmitten des weltweiten, unaufhaltsamen Differenzierungs- und Auflösungsprozesses die deutsche ländliche Gemeinde innehat, kann erst ein Vergleich mit der Situation des „Dorfes“ in anderen Ländern zeigen.

Diesen Vergleich hat Conrad M. Arensberg, Professor an der Columbia University (USA), durchgeführt. Er charakterisiert die von Wurzbacher untersuchte Landgemeinde ganz allgemein als ein Beispiel jenes modernen Gemeindetyps, der weder Stadt noch Land, sondern etwas Neues ist. „Obwohl diese Gemeinde in ihrer äußeren Gestalt und in ihrem Leben noch durch Feld und Wald bestimmt ist, liegt sie trotzdem im Kräftefeld jener Einflüsse, die Auspendlertum, Fremdenverkehr, Nebenerwerbslandwirtschaft und den Hang der motorisierten Jugend zur Straße . . . hervorbringen.“ Diese deutsche Gegend unterscheidet sich — das ist das erste Ergebnis des Vergleiches von Arensberg — von vielen englischen und amerikanischen Gebieten dadurch, daß ihr „die vollständige Zerstörung jeder Grundlage für ein ländliches Leben . . . erspart geblieben ist“. Im Gegensatz zu den schottischen Highlands und New England ist bei uns keine erzwungene Landflucht und Entvölkerung eingetreten, weil die deutsche Gemeinde ihre kleinen Bauern nicht ganz an die Fabriken verloren hat. „So kann sie städtische Art und stadtgeborene neue Einwohner aufnehmen, ohne ihre alte, wenn auch zum Wandel gezwungene, bäuerliche Grundlage aufzugeben.“ Die Gemeinde bleibt in der Lage, trotz der wachsenden Komplexität der Interessen sich Eigenart und Einheit zu bewahren. Dieses Glück nun — so fährt Arensberg fort — ist keineswegs allen Landgebieten beschieden gewesen. Er verweist auf das Schicksal der amerikanischen Landbevölkerung an der Ost- und Westküste, auf die vollständige Isolierung der Bauern und Fabrikarbeiter auf dem Lande in Frankreich, in England, Indien und Südafrika. Und er stellt fest: die vollständige Desintegration, die totale Isolierung der verschiedenen Berufsgruppen untereinander, ist das eigentlich klassische Schicksal der modernen industrialisierten und verstädterten Landgemeinde auf der ganzen Welt. Wie kommt es, so fragt er weiter, daß unsere Untersuchungs-

gemeinde und andere deutsche Landgebiete neben einigen in der Schweiz, in Skandinavien, in Libanon und in Japan diesem Schicksal entgangen sind? — Arensberg sieht den entscheidenden Faktor für die innere Stabilität dieser Gemeinwesen im Landbesitz. „In weltweiter Sicht ist die Tatsache bemerkenswert und zugleich für Westdeutschland kennzeichnend, daß der Eigenbesitz der Landwirte sich erhalten hat. Auch die Industrialisierung hat dieses Kennzeichen der Gemeinde kaum geändert.“ Der kleine Landmann ist Arbeiter geworden, ohne seine Landwirtschaft aufzugeben; er ist in das Spannungsfeld städtischer Einflüsse und Arbeitsweisen eingegliedert worden, ohne seinen ländlichen Wohnort zu verlassen. Die meisten landwirtschaftlichen Betriebe sind in Deutschland klein, es gibt daher keine große Kluft zwischen Landbesitzern und Landlosen. „Damit ist der neue Typus des Fabrikarbeiters nicht wie sonst so oft in einem einzigen Zug in die neue Welt der Fabriken und Maschinen hineingestoßen, von allem, was er vorher kannte, abgeschnitten und mit anderen entwurzelten Fremden zusammengedrängt worden.“ Dadurch, daß das Land in seiner Hand blieb, wurde zugleich verhindert, daß sich der größere Landwirt zu einem marktgerechten, nur kommerziell denkenden Landwirt-Geschäftsmann — zum amerikanischen Farmer — entwickeln konnte. Beide haben ein Stück Eigentum, beide sind Mitglieder einer Gemeinde.

Dieses „Eigentum in Arbeiterhand“ ist für Arensberg der einzige und ausschließliche Grund für die innere Stabilität und Lebensfähigkeit der deutschen Landgemeinde. Diese Stabilität ist wiederum die Voraussetzung für die Überwindung der desintegrierenden und zerstörenden Einflüsse der industriellen Welt: der Anfang für eine neue, sich erst allmählich abzeichnende Ordnung. Und ein wenig verbittert stellt Arensberg fest: „Ein ausländischer Beobachter bekommt leicht das Gefühl, daß die Deutschen das Ausmaß, in dem ihr Land — selbst im hier berichteten Übergang zu industriellen Lebensformen — noch keine Auflösung seines traditionellen ländlichen Gemeindelebens erlitten hat, nicht genügend zu schätzen wissen.“

Aus der Ökumene

Die Einheit der Orthodoxie und die Koexistenz

In einer Bemerkung über die Teilnahme der Orthodoxen an der Weltkonferenz von Evanston stellt der russisch-orthodoxe Professor Alexander Schmemann (früher Paris, jetzt New York) die „schmerzliche“ Frage, warum sich die trotz rassischer und nationaler Verschiedenheiten im Glauben und in der Treue zur gemeinsamen Vätertradition bestehende allorthodoxe Einheit nur gelegentlich manifestiere und die orthodoxen Kirchen in ihrem Leben, im Denken und hinsichtlich ihrer Zusammenarbeit so weit voneinander isoliert seien. In der künftigen Arbeit der Ökumenischen Bewegung werde die Orthodoxe Kirche eine wichtige Rolle spielen; zur Erfüllung ihrer „universellen Sendung“ käme es aber darauf an, daß sie sich auf ihren universellen Geist besinne (St. Vladimir's Seminary Quarterly Vol. III, Nr. 1/2, S. 60).

Daß bei den Orthodoxen die Notwendigkeit konkreter Manifestierung der orthodoxen Einheit immer dringender empfunden wird, geht andererseits aus verschiedenen Anzeichen hervor. Diese Einheitsbestrebungen zeigen sich gemäß orthodoxer Tradition nicht in jurisdiktionellen oder anderen formalen Zusammenschlüssen. Sie sind dennoch geeignet, der Stimme der Gesamtorthodoxie in der Weltsituation und im besonderen hinsichtlich der vom Weltrat der Kirchen in der Ökumenischen Bewegung einzuschlagenden Arbeit mehr Gewicht zu verleihen. Die Herder-Korrespondenz wird diese Tendenzen im Rahmen ihrer ökumenischen Berichterstattung laufend verfolgen.

Für eine engere Kontaktnahme zwischen den autokephalen orthodoxen Kirchen bot die Konferenz von Evanston gute Gelegenheiten, die sich bei Abwesenheit von Vertretern der großen slawischen Nationalkirchen freilich auf wenige und nur einen Bruchteil der Gesamtorthodoxie

repräsentierende Kirchen beschränkten. Immerhin darf die Wirkung des einmütigen orthodoxen Bekenntnisses auch auf die nicht in Evanston vertretenen orthodoxen Kirchen nicht unterschätzt werden.

In der griechischen Zeitschrift „Anaplasis“ (15. 10. 54) schrieb der Athener Universitätsprofessor Trembelas, ein Ergebnis der Vollversammlung des Weltrats der Kirchen sei die Einmütigkeit zwischen allen Vertretern des Ökumenischen Patriarchats, des Patriarchats von Antiochien, der russischen Orthodoxen in Nordamerika und Frankreich und der griechischen Orthodoxen in Amerika gewesen. Auch laut „Cerkovnyj Vestnik“, dem Organ der orthodoxen Russen in Westeuropa, hat Evanston der Annäherung der Vertreter der verschiedenen orthodoxen Kirchen untereinander gedient. Auf den Zusammenkünften der Orthodoxen sei immer wieder eine verstärkte Zusammenarbeit ihrer Kirchen gefordert worden. Auf Initiative des russisch-amerikanischen Bischofs Johannes (Schachovskoj) fanden auch Besprechungen statt, die der Annäherung zwischen den Orthodoxen und den Kopten, Jakobiten und Malabaresen dienen sollten. Diese Wiedervereinigungstendenzen zwischen der Orthodoxie und den monophysitischen „getrennten“ Kirchen des Ostens werden noch eingehend zu erörtern sein.

Was die orthodoxen Kirchen selbst betrifft, vollzieht sich die Konsolidierung ihrer Einheit auf zweierlei Art und Weise. Einmal ist es die Kontaktnahme zwischen den Kirchen außerhalb des Moskauer Einflusses, wobei direkt oder indirekt die Teilnahme an der Ökumenischen Bewegung eine gewisse Rolle spielt. Andererseits spielt die russische Kirche die ihr durch die sowjetische These der Koexistenz gewiesene und zugewiesene Rolle mit ständig steigendem Erfolg. Das wurde ihr anlässlich des zehnjährigen Patriarchatsjubiläums ihres Oberhauptes öffentlich bescheinigt, als Vertreter sowjetischer Organisationen (Slawisches Komitee und Friedenskomitee) auf einem Anfang Februar vom Vorsitzenden des Rats für die Angelegenheiten der russischen orthodoxen Kirche veranstalteten Empfang dem Patriarchen die „Hochschätzung der patriotischen und friedensstiftenden Tätigkeit des hohen Jubilars durch die sowjetische Öffentlichkeit“ zum Ausdruck brachten (Journal des Moskauer Patriarchats Nr. 3 [1955], S. 15). Man wird also die politisch bestimmte Hypothek in den Bemühungen der russischen Kirche um ein besseres Einvernehmen mit den autokephalen Schwesterkirchen stets im Auge behalten müssen, wenn auch auf rein kirchlicher Ebene diese Tendenzen letztlich doch dem Zusammenhalt und der Einheit der orthodoxen Kirchen zugute kommen werden. Man erfährt die Dinge nicht in ihrer vollen Bedeutung, ließe man außer acht, daß die russische Kirche auch hier auf ihre eigenen, traditionellen Wege zurückkehrt, die ihr seit langem verschlossen waren.

Über die Bemühungen des Moskauer Patriarchats um das Zustandekommen einer Art „Ost-Ökumene“ ist an dieser Stelle des öfteren berichtet worden. Der Besuchsaustausch zwischen Moskau und den unter Moskauer Einfluß stehenden Patriarchaten und anderen orthodoxen Kirchen sowie die Pflege der Beziehungen mit den Patriarchaten von Antiochien und Alexandrien sind in dieser Hinsicht nichts Neues. Neu sind aber die Versuche, wieder engere Beziehungen mit denjenigen orthodoxen Kirchen anzuknüpfen, die sich bisher eindeutig von der Moskauer Kirchenpolitik distanziert haben.

Konstantinopel und die serbische Kirche

Vierversprechend für eine Festigung der Geschlossenheit der orthodoxen Kirchen untereinander war ein Besuch der aus Evanston zurückkehrenden Delegation des Patriarchen von Konstantinopel beim serbischen Patriarchen Vikentije in Belgrad vom 6.—10. Oktober vorigen Jahres (ausführlicher Bericht in „Apostolos Andreas“ Nr. 179 bis 182). Metropolit Gennadios von Heliopolis überbrachte den Gruß der „Mutter-Kirche“ an die „Schwester-Kirche“ und hob die Gemeinsamkeit und die guten Beziehungen der orthodoxen Kirchen untereinander hervor. Patriarch Vikentije sprach von der Hingabe und Ehrfurcht des gesamten serbisch-orthodoxen Kirchenvolkes gegenüber dem Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel. Beide Seiten unterstrichen die Notwendigkeit persönlicher Fühlungnahme zwischen den orthodoxen Kirchen. Die Vertreter von Konstantinopel wiesen darauf hin, daß die Entsendung einer Delegation zu den Patriarchaten des Ostens (die, wie sich unsere Leser erinnern, nach den Aussichten eines panorthodoxen Konzils befragt werden sollten; vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 67) diesem Zweck gedient habe. Im Sommer 1953 sei daraufhin Patriarch Alexander III. von Antiochien zu Besuch in Konstantinopel gewesen. Aber auch die serbische Kirche sei überall und zu jeder Zeit willkommen. Patriarch Vikentije verband seinen Dank mit dem Wunsch nach einem persönlichen Zusammentreffen mit dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras. Gegenstand weiterer Besprechungen waren die Vertretung des orthodoxen Standpunktes in Evanston und der geplante Austausch von Theologiestudenten zwischen beiden Kirchen. Mit besonderem Interesse erkundigte man sich von serbischer Seite aus nach der Lage auf dem Heiligen Berg Athos und insbesondere nach dem serbischen Kloster Chilandar.

Die Frage der slawischen Klöster auf dem Athos ist einer der umstrittensten Punkte zwischen den griechischen und slawischen orthodoxen Kirchen. Die slawischen Klöster des Heiligen Berges sind von ihren Heimatkirchen völlig isoliert, eine Auffüllung der absterbenden Mönchsgemeinschaften durch Zuzug aus der Heimatkirche ist seit langer Zeit unterbunden. Das Patriarchat von Konstantinopel, unter dessen Jurisdiktion der Heilige Berg steht, und die griechische Regierung fürchten die kommunistische Unterwanderung, die slawischen Kirchen sehen aber als den eigentlichen Grund der Sperrmaßnahmen die Absicht, das slawische Erbe auf dem Athos völlig zu grazisieren. Diesen wunden Punkt hat nun der serbische Patriarch aufgegriffen, um von Konstantinopel einen Beweis für die Aufrichtigkeit der beteuerten orthodoxen Solidarität zu erlangen. Er ist sich dabei seiner Position wohl bewußt, ist es doch ganz augenscheinlich, daß Konstantinopel mit dem Besuch seiner Vertreter in Belgrad nicht allein den Zweck verfolgte, die bisher *zwischen* den großen Lagern stehende serbische Kirche aus ihrer Isolierung herauszuführen, sondern sie auf die Linie der vom Moskauer Patriarchat unabhängigen Gruppe orthodoxer Kirchen hin festlegen zu wollen.

Die Frage wird in einem Brief des serbischen Patriarchen an den Patriarchen von Konstantinopel vom 7. 10. 54 angeschnitten (Apostolos Andreas, Nr. 182). Vikentije spricht hier die Hoffnung aus, daß sich die Belgrader Gespräche für ein ersprießliches Zusammenleben der orthodoxen Kirchen als nützlich erweisen werden, um so mehr, als man ja eine vollkommene Übereinstimmung in den wesentlichen Dingen festgestellt habe. Er richte nun an den

Ökumenischen Patriarchen die „brüderliche Bitte“, seinem Vikar-Bischof Dositheos, der Mönch des serbischen Chilandar-Klosters auf dem Athos sei, die Genehmigung zum Besuch des Heiligen Berges und zur Feier einer Liturgie im serbischen Kloster zu erteilen.

Inzwischen ist die Entwicklung weitergegangen. Nach einer Meldung des Ökumenischen Pressedienstes (Nr. 9 vom 4. 3. 55) hat das Patriarchat Konstantinopel der serbischen Kirche die Entsendung von zehn Mönchen in das Chilandar-Kloster zugestanden. Die auf 25 Brüder zusammengeschmolzene und völlig überalterte Klostergemeinde erfährt damit erstmalig seit etwa 15 Jahren eine Ergänzung durch jüngere Mönche.

Die russische Kirche im Zeichen der Koexistenz

Auf die Annäherung zwischen Konstantinopel und der serbischen Kirche reagierte der Heilige Synod der russischen Kirche prompt im November, indem er das exemte Dekanat der russischen Gemeinden in Jugoslawien mit Kirchengebäuden und dazugehörigem Klerus (außer der russischen Hauptkirche in Belgrad) der Jurisdiktion und Verfügung des serbischen Patriarchen unterstellte (ŽMP Nr. 12 [1954], S. 6). Eine Abordnung des Moskauer Patriarchats besuchte den Heiligen Synod der serbischen Kirche. Es wurde beschlossen, eine ständige Vertretung der russischen Kirche in Belgrad und der serbischen in Moskau einzurichten (Dans l'Esprit et la Vérité, Zeitschrift für die Orthodoxen in Westeuropa, Nr. 7—8 [1954], S. 64). Es ist anzunehmen, daß dieser Besuch als eine der vorbereitenden Maßnahmen erfolgte, die mit der Entspannung der sowjetisch-jugoslawischen Beziehungen schließlich zum Besuch der Sowjetführer in Belgrad führten.

Das Bemühen, die seit langer Zeit im Verhältnis zum Patriarchat *Konstantinopel* herrschende Spannung zu mildern, geht aus einem Schreiben des russischen Patriarchen Alexius vom 16. 8. 1954 an den Ökumenischen Patriarchen Athenagoras hervor. Alexius verweist hier in Beantwortung eines Schreibens des Ökumenischen Patriarchen nochmals auf die vom Großen Moskauer Konzil 1948 festgelegte ablehnende Haltung der russischen Kirche gegenüber einer Teilnahme an der Ökumenischen Bewegung (Patriarch Athenagoras hatte die Entsendung einer Delegation nach Evanston mitgeteilt und die russische Kirche ebenfalls zur Teilnahme an der Vollversammlung des Weltrats der Kirchen aufgefordert), geht aber positiv auf den Vorschlag Konstantinopels ein, daß sich Vertreter beider Patriarchate zur Besprechung aktueller Fragen zusammenfinden (ŽMP Nr. 11 [1954], S. 4).

Während Moskau aber die weitere Initiative hier dem Patriarchen von Konstantinopel überließ, überraschte es Ende Februar die Kirche von *Griechenland* mit einer „brüderlichen Einladung“ an den Athener Erzbischof Spiridon und vier weitere Mitglieder des Heiligen Synods (ŽMP Nr. 3 [1954], S. 10). „Die Einheit im Geiste“, schreibt Patriarch Alexius, „die innere Einheit der regionalen Kirchen, deren Voraussetzung der eine Glaube aller Glieder der Rechtgläubigen Kirche in Christus als den Heiland und das Oberhaupt der Kirche ist, kann nur bestehen, wenn die regionalen Kirchen untereinander den Bund des Friedens und der äußeren Einheit der Orthodoxie wahren.“ Er unterstreicht die traditionelle Freundschaft und das brüderliche Verhältnis, das von jeher zwischen beiden Kirchen bestanden hätte. Ein dreiwöchiger Besuch in Moskau, für dessen gesamte Kosten das Moskauer Patriarchat

aufkommen wolle, trage zweifellos zur weiteren Festigung dieser Beziehungen bei.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich der Moskauer Patriarch mit einer engeren Bindung der griechischen Kirche an die russische unter anderem auch eine Regelung der Athos-Frage in seinem Sinne erhofft. In diesem Zusammenhang verdient ein überraschender Besuch des sowjetischen Gesandten Sergejew in Griechenland auf dem Athos Beachtung (Anfang September vorigen Jahres). Der Besuch erfolgte ohne Wissen des Patriarchen von Konstantinopel und wurde von den griechischen Behörden zunächst nicht genehmigt. Doch soll es Sergejew bei seiner Ankunft in Saloniki gelungen sein, die Genehmigung der lokalen Behörden zu erlangen. Wie „Pravoslavnaia Rusj“ (Nr. 21/1954) nach amerikanischen Pressemeldungen mitteilte, soll er sich nach Überwindung anfänglichen Mißtrauens bei den russischen Mönchen gewisse Sympathien erworben haben. Einzelheiten über seine Besprechungen mit den Mönchen sind nicht bekannt geworden. Das russische Panteleimon-Kloster auf dem Athos, das durch die Gunst der Zaren einst in hoher Blüte stand, ist nach fast vierzigjähriger Isolierung von der Heimatkirche heute entvölkert und verarmt. Dieser Zustand erscheint den Sowjets offenbar für geeignet, die verbliebenen achtzig Insassen zur Aufnahme von Beziehungen mit dem Moskauer Patriarchat zu bewegen, dessen wiedererstandener Glanz aller Welt tagtäglich vordemonstriert wird. Gelingt dieser Einbruch des Moskauer Patriarchats in das bislang ganz unter griechischem Einfluß stehende geistige Zentrum der Orthodoxie, wären erhebliche Verschiebungen in der Gesamtsituation der orthodoxen Welt zu erwarten.

In einem Zusammenhang mit den freundlichen Gesten des Moskauer Patriarchats scheint auch ein Dementi der Patriarchats-Zeitschrift (Nr. 12 [1954], S. 10) über angebliche Reisepläne des Patriarchen Alexius zu stehen. Im September vorigen Jahres meldete der Ökumenische Pressedienst (Nr. 41) aus Jerusalem, Patriarch Alexius beabsichtige, mit dreißig Kirchenführern orthodoxe Klöster in Syrien, Jordanien, Libanon und Israel zu besuchen. Die von den Weißen Vätern in Jerusalem herausgegebene Zeitschrift „Proche Orient Chrétien“ (Nr. 4 [1954], S. 362) wies auf die Unruhe hin, die diese Nachricht in griechischen Kreisen ausgelöst hätte. Offenbar fürchtete man die Anfälligkeit des ständig von finanziellen Sorgen bedrückten Patriarchen von Jerusalem für großzügige russische Angebote. Andererseits könnte der russische Besuch den Wünschen der arabischen Mehrheit im (griechisch geführten) Jerusalemer Patriarchat nach Autonomie oder gar nach Unterstellung unter den arabischen und mit Moskau in gutem Einvernehmen stehenden Patriarchen von Antiochien neuen Auftrieb geben. Im Dezember bezeichnete das Journal des Moskauer Patriarchats alle Meldungen über angebliche Reisepläne des Patriarchen für den Nahen Osten als jeder Grundlage entbehrend. Der Kommentar von Radio Vatikan am 5. 10. 1954, der diese Nachricht im Zusammenhang mit einer „provokatorischen Gegenüberstellung“ der Patriarchate Moskau und Konstantinopel gebracht habe, sei ein Versuch, die Beziehungen zwischen den orthodoxen Schwesterkirchen zu trüben.

Die zwischen Moskau und Konstantinopel tatsächlich vorhandenen und von der russischen Kirche oftmals vorgebrachten Meinungsverschiedenheiten sind von der Herder-Korrespondenz zu wiederholten Malen erörtert worden. Es bleibt abzuwarten, ob Moskau im Zeichen der Koexistenz auch in diesen heiklen Fragen seine bisherige Position revidiert.